

Leseprobe aus

Martin Clauß

Der Atem des Rippers

Als die Stunde des alten Mannes gekommen war, rief Schwester Ellen den diensthabenden Arzt und einen Pfleger herbei. Sie tat es ohne Eile, denn der Alte schwand nur langsam dahin, war sich des großen Schrittes bewusst, der vor ihm lag, verhielt sich ruhig und gefasst und zeigte keine Zeichen von Angst. Sie wagte es nicht, ihn zu fragen, ob er einen Priester wünschte, obwohl sie dies sonst immer tat – untypische Skrupel für sie, die sich gewöhnlich vor nichts und niemandem ängstigte und den Begriff der Pietät nicht erfunden hatte. War ein Pater sich nicht selbst Priester genug, wenn es ans Sterben ging? Redete er nicht in direkter Zwiesprache mit dem Herrn Jesus, und war damit jede Bemühung, zu dieser späten Stunde einen katholischen Geistlichen im anglikanisch geprägten England aufzutreiben, nicht vollkommen überflüssig?

Kaum waren Arzt und Pfleger zusammen mit der stämmigen Schwester im Zimmer des Sterbenden angekommen, begann der Alte zu reden. Er war abgemagert und schwach, sein Gesicht so fahl, dass er mit den Laken zu verschmelzen schien. Seine Finger zitterten jetzt weniger als vor einigen Minuten.

»Ich kann nicht sterben, ohne es losgeworden zu sein«, sagte er. Schwester Ellen hatte diese Worte oft vernommen. Manchmal verbargen sich Geheimnisse dahinter, denen man atemlos lauschte, doch meist Geschichten, die man vergaß, sobald man sie gehört hatte.

Von vielen der Erzählungen bekam man das Ende nicht mehr mit.

»Was ist es?«, fragte sie in fast amtlichem Ton. Er war ihr Patient. Sie mochte ein herzloses Stück Dreck sein, wie einige ihrer weniger gebildeten Patienten manchmal behaupteten, aber sie führte

ihre Arbeit aus wie ein Uhrwerk. Tat, was zu tun war, sagte, was zu sagen war. Sterbende mussten zur Eile angetrieben werden. Sie hatten oft eine klare Vorstellung von dem, was sie erwartete, aber ein umso schlechteres Augenmaß für die Zeit, die ihnen auf dieser Erde noch blieb.

Der alte Priester zog die schweren Augenbrauen tief herab, bis sie sein Gesicht zu zerdrücken schienen. »Es fällt meinen Lippen nicht leicht, es auszusprechen«, formulierte er.

»Sie haben nicht die ganze Nacht«, bemerkte die Krankenschwester. »Es wird Ihren Lippen nicht leichter fallen, wenn sie erst kalt und starr sind.«

Der Sterbende nickte ernst. Die fischblütige Respektlosigkeit der Frau schien ihm nichts auszumachen; im Gegenteil, sie schenkte ihm offenbar neue Energie, denn seine Stimme klang fest, und seine Worte waren sauber gewählt, als er sagte: »Sie haben Recht. Bitte hören Sie, was ich zu sagen habe, und denken Sie nicht, es seien die Phantastereien eines Sterbenden, die aus mir sprechen. Ich bin vollkommen Herr meiner Sinne. Aber was ich sagen will, ist: Ich kenne den Mörder von Whitechapel. Ich weiß, wer Jack the Ripper war und wo er sich heute befindet.«

Während die beiden Männer tief Luft holten, warf Schwester Ellen einen Blick auf die Krankenkarte des Patienten, nur des Datums wegen. Heute war der 8. März 1903. Vor vierzehneinhalb Jahren, im Sommer und Herbst 1888, hatte ein irrer Frauenmörder im Londoner Osten fünf oder sechs Prostituierte auf brutalste Weise ermordet. Noch heute waren die Verbrechen nicht vergessen; sie hatten einen schwarzen Fleck auf der Seele jedes Londoners hinterlassen, zumal der Täter bis heute nicht gefunden war.

Sie nickte. »Erzählen Sie«, meinte sie, und Pater Henry Ouston erzählte.

Mandalay war seit 1857 die Hauptstadt Burmas – eine grüne Stadt, in der es mehr Tempel und Paläste als Wohnhäuser zu geben schien. Tropische, vom Monsunregen beherrschte Sommer wechselten sich mit milden Wintern ab, in denen die Sonne heiß vom klaren Himmel herabbrannte. Heute, im Jahre 1903, waren an vielen Stellen Häuser im britischen Stil entstanden – schließlich gehörte das Land seit fast siebzehn Jahren zu Britisch Indien –, doch die eingeborene Bevölkerung hauste in nur primitiv zu nennenden Bambushütten im Schatten der goldenen Pagoden und Schlösser.

Die christliche Mission kam mehr als schleppend voran; die Burmesen waren ein strenggläubiges buddhistisches Volk – die Religion durchzog jeden Augenblick ihres Lebens, beschäftigte sie mit ihren Ritualen, erfüllte sie mit ihren sanften, weisen Lehren und ließ wenig Platz für die Himmelsehnsüchte und Höllenängste, die die christliche Lehre in ihren einfachen Herzen zu wecken suchte.

Einer der in Mandalay stationierten Missionare war Alan Spareborne. Er gehörte zu einer kleinen katholischen Gemeinde, die sich vor fünfzehn Jahren hier angesiedelt hatte und nicht mehr Erfolge verzeichnete als das beeindruckende Aufgebot anglikanischer Gottesdiener, das mit Leidenschaft, doch auf verlorenem Posten gegen die geduldigen buddhistischen Gebetsmühlen ankämpfte wie Don Quichote gegen die Windmühlenflügel.

Alan Spareborne hatte vor kurzem eine Wohnung in einem der britischen Häuser bezogen und fühlte sich dort alles andere als wohl. Fast fünfzehn Jahre lang hatte er wie die Burmesen gewohnt, hatte mit ihnen gegessen und geredet, an ihrem Alltag und an ihren Feiern teilgenommen. Er wusste nicht, ob er ihnen so viel Segen und Glück hatte schenken können wie sie ihm, doch es war eine schöne Zeit gewesen, die schönste seines Lebens, und als man ihm nahe legte, sein Domizil in einem der wuchtigen Steinhäuser einzurichten, die europäische Architekten mit stolzgeschwellter Brust allerorten errichteten, war es, als ginge er einen Schritt zurück nach London, und die Leichtigkeit der letzten anderthalb Jahrzehnte drohte zu verfliegen wie ein Trugbild, das nie Wirk-

lichkeit gewesen war. Er war ein Teil Burmas geworden, und nun wurde das London, das er hinter sich verschlossen und verriegelt hatte, ebenfalls zu einem Teil dieses Landes – und natürlich mussten sich die beiden Teile in der Fremde finden, konnten sich nicht aus dem Weg gehen, waren vom Schicksal aneinander gekettet und kamen nie voneinander los.

Der Bischof hatte angeordnet, alle seine Missionare sollten ihr Quartier in den Häusern beziehen. Es war unter Alans betagteren Begleitern zu einigen Todesfällen gekommen, die man auf die schlechte Wohnsituation zurückführte.

Spareborne hatte erwägt, sich gegen die Entscheidung aufzulehnen. Doch dann erkannte er, wie unklug es wäre – schon einmal hatte er sich gegen das Bischofswort zu sträuben versucht, damals, als man ihn aus dem vertrauten London ins fremde Mandalay sandte. Schlussendlich hatte er sich gefügt, und es war bei weitem das beste für ihn gewesen.

Er drehte den Schlüssel im Schloss seiner Wohnungstür. Ein kleines Zimmer wartete dahinter auf ihn. Ein winziges Stück England, wie ein Holzsplitter aus dem Sarg der vor zwei Jahren verstorbenen Königin Victoria. Das Königreich hatte sich unter König Edward noch nicht vom Erbe der mächtigsten aller Königinnen gelöst. Es schmeckte noch immer schal und verknöchert, ein Reich, in dem alte, mit Phantasieorden behangene Männer das Sagen hatten. Je öfter Alan an England dachte, desto mehr verab-scheute er es.

Der Schlüssel drehte sich nicht. Die Tür war nicht abgeschlossen gewesen.

Das Zimmermädchen – die einzige Person außer ihm, die einen Schlüssel besaß – hatte sich offenbar zum ersten Mal der Unachtsamkeit schuldig gemacht.

Er stieß die Tür auf. Es gab nicht viel, das es zu stehlen lohnte. Zwei wichtige Gegenstände befanden sich in einer mehrfach verschlossenen Holztruhe, die...

Alan Spareborne taumelte ins Zimmer.

Die Holztruhe war unversehrt.

Doch auf seinem Bett lag in ihrem Blut die junge Frau, die seine

Kammer saubermachte.

Ihre Kehle war mit einem sauberen Schnitt durchtrennt worden. Die rechte Wand und ein Teil der Zimmerdecke waren mit dem Blut aus ihrer Aorta bedeckt. Ein Bild, das Jesu Auferstehung zeigte, war geradezu im Blut gebadet worden, als wäre es dem Mörder gelungen, mit dem hervorschießenden Körpersaft des armen Mädchens darauf zu zielen.

Auf der linken, in beiger Farbe gestrichenen Wand prangte – offenbar mit dem Blut der Toten geschrieben – in hässlichen Druckbuchstaben eine Botschaft. Fünf Worte nur.

DER RIPPER IST IN MANDALAY.

Dies ist eine Leseprobe aus dem Roman
„Der Atem des Rippers“ von Martin Clauß.

www.atlantis-verlag.de

Paperback, ca. 110 Seiten, 6,90 EUR.
ISBN 978-3-936742-90-9.